

Christine Sohn

Vom Wirtshaus Zur Brücke
Ballade einer Rauchwirtschaft

Leseprobe für die Presse

DU-schon-wider | Duisburger Kneipen Edition | 1. Auflage

Grafik, Layout und Satz:
Marius Luczynski, Sven Sander [mediaDEVICE]

© 2011 Gesamtproduktion:
mediaDEVICE | Studio für Mediengestaltung und -produktion
KRANICH Produktion für Theater, Film und Literatur

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit schriftlicher Genehmigung.

Kontakt: info@mediadevice.de | Duisburg

ISBN 978-3-00-036386-3

für F.S.

Brücke. Kann man bauen. Kann man einreißen. Kann man drübergehen. Kann man von runterspringen. Kann man drunter durchfahren. Kann man sein lassen. Aber ohne die eine oder andere Brücke geht es nicht.

R

Um eins von vornherein festzuhalten: man hätte die Lokalität, von der hier die Rede ist, und die ich ‚Zur Brücke‘ nenne, niemals einem Fremden, etwa einem Reisenden gezeigt, dem man einen Eindruck, einen selbstredend vorteilhaften und im Gedächtnis haftenden Eindruck von unserer auf den ersten Blick so mittelmäßigen, so austauschbaren Stadt hätte vermitteln wollen. Man hätte diesen Reisenden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal in diese Gegend geführt, in diese ganz und gar ehemalige Gegend nämlich. Eine Gewesenheit, von Interesse nur für Sozialpaläontologen sozusagen. Jeder kennt den zerschlossenen Charme solcher Reservate, wo seit Ewigkeiten herabgelassene Jalousien davon künden, dass kein noch so willensstarker Ruck sie wieder öffnen könnte. Wo die Müllkörbe zu Stiefkindern der Straßenreinigung geworden sind und ihre Beute wie eine unordentliche Schleppe um die Füße gebreitet haben. Reisende würde man nicht dort hin bringen, aber auch

Passanten kommen selten vor. Es sind Gegenden, wo sich nur Anwohner bewegen. Zurückgebliebene, um dieses Wort von seiner doppelten Bedeutung zu befreien. Zurückgeblieben waren sie, als sich die große schmatzende Wellenbewegung der Geschäftsgänge von dort wegbewegt und alles Leichtbewegliche mit fortgenommen hatte. Geblieben sind monatelange in Fetzen gegangene Plakatierungen, Brennesseln und Wegerich, die in den Lücken sprießen, überhaupt werden die Lücken prominent in einer solchen Gegend. Die Zwischenräume, die Leerstände. Alles ein bisschen wie Herpes: jeder kennt es – keiner will es.

R

Wir sind hier der Rand. Es ist eine Art Krieg. Die Front verläuft durch die Menschen selbst, sie liegt nicht in einem überfallenen Nachbarland und ist auf den ersten Blick auch nicht vermint.

Da die Zeit nichts wert ist, muss jeder sich beeilen. Straßen, durch die nur gehastet wird, reagieren dementsprechend gekränkt und ziehen eine Fresse. Wer trödelt, nimmt in Kauf, suspekt zu sein, weil er sich der Mühe entzieht, ein Geschäft vorzutäuschen. Er wird automatisch zum Aggressionsfaktor, weil er den Konsens der Selbstlüge anzuprangern scheint. Die Kleinkinder schreien viel. Die größeren Kinder versuchen dem Kriegszustand gerecht zu werden – sie bieten sich als potentielle Söldner an.

Das Rauchen von Zigaretten ist fast der einzige Gestus von Trotz gegen diesen Palast aus Druck. Wer an einer Haltestelle, vor einem Gerümpelkaufhaus, an einer windgeschützten Trinkhalle, die hier Büdchen heißt, eine Zigarette raucht, sendet die Rauch-

signale eines minimalen Aktes von Widerstand, denn er begeht für sich selber ein kleines Fest der Selbstbe-lohnung.

R

Wie und warum ich hier gelandet bin, spielt in die-sem Augenblick keine Rolle und ich möchte den ver-schlungenen Wegen meines Werdegangs den diskre-ten Schutz der Anonymität gewährleisten, genau so wie der Lokalität, um die es im Spezielleren hier geht: ich nenne dieses vergessene Wirtshaus ‚Zur Brücke‘, weil es einerseits meines Wissens kein wie auch immer geartetes Anglerstübchen dieses Namens tatsächlich gibt in unserer Stadt und weil anderer-seits das Wesen einer Brücke – und einer Brücke über einen beachtlichen Abgrund – erfasst werden soll bei dem, was ich hier wiedergebe. Die Brücke ist ein unscheinbar gewordener Ort der Halböffentlichkeit, womit gemeint ist, dass es sich zwar nicht um das Wohnzimmer der jeweiligen Gäste handelt, aber doch auch nicht um Öffentlichkeit, wie sie auf der Straße oder in einem anonymen öffentlichen Ort gegeben ist. Es ist eine zwischenöffentliche Begegnungsstätte, eine Mischform von privat und öffentlich, wie nur gewisse Kneipen sie bieten und nur gewissen Kunden, den geheimnisvollen Stammgästen, die einem Stamm von Eingeborenen anzugehören scheinen, wie ihr Name zu verstehen gibt. Davon konnte ich kosten, mundvollweise, als ich den Gasträum zum ersten Mal betrat.

Da kein Eingangslicht brannte, die verstaubte Bier-reklame unbeleuchtet und freudlos schwieg, pro-bierte ich halbherzig den geschmiedeten schweren

Türgriff, der sich widerstrebend betätigen ließ, aber schließlich doch seinen Job machte: mich hineinzulassen in den Schankraum. Die Musik war so leise, dass man sie draußen nicht wahrnahm. Der Tresen mit drei Lichtkreisen aus Lampen begossen, die mit dem Türgriff verwandt zu sein schienen, schwer und schmiedeeisern. Dahinter ein weibliches Walross mit schwerem Blond, nicht gerade geschmiedet, aber auch enorm solid. Dazu passende Aschenbecher. Im Verlauf des Tresens auf zwei Barhockern zwei bleiche Gesichter, die sich kurz zu mir wandten wie helle Flecken. Am Ende des Raumes, wie ich über meine linke Schulter erspähte, eine Gestalt vor einem Spielautomaten, die mir ebenfalls die Aufmerksamkeit eines langsamen Kontrollblicks zukommen ließ. Einen Augenblick war ich sozusagen eingefroren, die Hand an der Klinke, um die Tür hinter mir zu schließen oder auch, um sie wieder aufzureißen und den Irrtum rückgängig zu machen, der mein Eintreten bedeutete. Dann aber entschloss ich mich anders und ich bin mir nicht für viele Dinge so dankbar wie dafür, dass ich damals nicht gekniffen habe. Der Rest ist Routine. Ich setzte mich, bestellte ein Bier, das Walross erwies sich als geschmeidige Majestät und die Unterbrechung, die mein Auftritt bedeutete, landete bei den Akten. Die Wirtin führte ein halblautes Gespräch mit den beiden Tresengästen, dem ich nicht folgen konnte. Um Diskretion bemüht, schaute ich mir den Raum an, ohne zu offenkundig Interesse am lebenden Inventar zu zeigen. Vier Holztische mit Stühlen befanden sich reihum vor einer durchgehenden Sitzbank in einem kleinen Raum rechts von der Theke. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, dort die Lampen einzuschalten. Anscheinend war für Bankette in diesem Ambiente gerade keine Saison.

Undeutlich waren gerahmte Bilder zu erkennen, Fotografien offenbar, man kennt das ja, dass die Gäste sich selber feiern mit diesen ewig gleichen Dokumenten der delirierenden Solidargemeinschaft, vom Trinken flach gewordene Gesichter hinter den Silhouetten der Flaschen, so als ließen sich erfolgreiche Jäger ablichten, die über ihrer Beute posieren.

Der blanke Tresen, spärliche Gläser auf einem Abtropftuch, auf einem Regalbrett an der Rückwand ein halbes Dutzend Schnapsflaschen, ein Pappkarton mit den unvermeidlichen Tüten voller Erdnüsse – der Schankraum karg bis zur Unfreundlichkeit mit einer Ausnahme; links oben war ein mit zwei gelben Lampen beleuchteter Fetisch angebracht: wie ein Totem am Giebel des Daches residiert da ein großer ausgestopfter Rabe, die blinkenden Glasaugen fordernd über dem dreisten Schnabel, die Krallen um einen kleinen Knüppel fixiert. Direkt darunter, als schmücke er die unsichtbare Kuppel ihres unsichtbaren Thrones: die Wirtin. Das wird wohl den Ausschlag gegeben haben, dass ich bereits in den ersten Minuten meines Aufenthaltes den festen Willen fasste, hier einkehren zu dürfen, nicht als Fremder, sondern als ein willkommener Gast. Doch das sollte eine ganze Weile dauern.

Wenn ich heute rückblickend zu verstehen versuche, wie alles gekommen ist, dann fällt mir natürlich zuerst der Rabe ein. Und im Gegensatz etwa zu einem Papagei – auch einem solchen war ich in meiner Jugend in einem berühmten Etablissement in der Hauptstadt begegnet, wie er dem Wirt als terroristische Attraktion zur Seite stand, verblüffend und unanständig, wie sein ordinäres Geschrei – ruft ja so ein Rabe eher düstere Empfindungen auf; ich persönlich denke bei einem Raben an Schnee, an Schnee auf

einem leeren Acker, in einem schneidenden Wind, in dem sich verlorene Halme biegen. An dunklen Himmel. An das Fernsein jeder Frohnatur. Trotzdem habe ich ihm gleich vertraut. Habe sofort Vertrauen geschöpft zu den Regeln, die er zu verkünden schien in seinem gelben Kleid aus Licht, in dem sein Gefieder glänzte und herrschte. Was er postulierte, war sehr erwachsen. Keine Kinkerlitzchen. Nichts Flaches. Er meinte es ernst, das war klar. Und unvermittelt – es kann das dritte oder vierte kleine Bier gewesen sein, das mir, zusammen mit einem Schnaps meiner Wahl, die Wirtin Bardame nach einem Frageblick hingestellt hatte, prostete ich ihm zu. Ich trinke meinen heiligen Geist in Form von legalen Spirituosen auf deinen heiligen Geist in Form von unergründlicher Natur, Bruder.

Oder so ähnlich. Ich weiß nicht, ob es Vielen so geht wie mir: wenn ich ohne Gespräche trinke, explodiert die Ladung rasanter, eben explosionsmäßiger und führt zu einem stark gehobenen Sprachstil; ich werde tendenziell hymnisch, um nicht zu sagen pathetisch bei meinem inneren Monolog. Nicht selten bin ich nach dem dritten oder vierten Gedeck bereits soweit, dass ich bei meinem Schicksal einen Sekretär einklage, der mitschreiben sollte, was für weltumspannende und vor allem Zusammenhang stiftende Gedanken ich produziere und vor allem: zum Mitschreiben formuliert, druckreif, wie das innere Lektorat signalisiert. Da viele Dinge im Reich des Rausches wesentlich besser geordnet sind, als oftmals angenommen wird, ist auch dafür gesorgt, dass man am nächsten Tag, wenn man imstande wäre, gewisse Strecken dieser Höhenflüge nachträglich zu dokumentieren, keinen blassen Schimmer mehr hat von dem, was gestern begeisterte. Doch, in manchen

Dingen gibt es die große ordnende Hand beim Rausch, auch wenn er seiner Natur nach dazu angetan ist, eine Unordnung wieder herzustellen, die in den Fährnissen der Alltagstauglichkeit verloren gegangen ist. Jedenfalls löste dieser Vogel trotz der winterlichen Assoziationen, die er in mir aufrief, ein tiefes Vertrauen bei mir aus, als sei er ein glückliches Orakel, eine Geldnote im Rinnstein, eine im Mantel vergessene Zigarette, von deren Existenz man nichts mehr wusste und die einen tröstet wie den Gläubigen ein Bibelspruch.

R

Man stelle sich einmal folgendes Horrorszenario vor: durch ein undurchschaubares Manöver verschwinden plötzlich und ohne Übergang sämtliche Tiere. Ich meine nicht die Tiere, die wir essen. Ich meine das Geisterheer der Tiere, die uns in den Städten und auf dem Land beim Leben helfen. Die Haustiere, die Kuscheltiere, die Zootiere – alle. Keine Tauben mehr zum Füttern da oder Enten, die den Enkeln gezeigt werden. Niemand mehr wird mit überschwänglichem Freudengewedel begrüßt, wenn er in seine leere Wohnung kommt. Keiner wird mehr schreiend von seinen Katzen zum Dosenöffnen ermahnt. Keine Fischlein mehr, die nach Luft schnappen und kein Streichelhase, der den Abend zurechtkuschelt. Welche Verdienste haben sich diese Tiere nicht um uns erworben! Welch gewaltiger Seelenknatsch wird auf dem Ponyhof entsorgt und welche Trillionen von Einheiten Seelenmüll recycelt von den Hunden, den Ansprechpartnern der Nicht-Ansprechbaren!

Nicht jedes Kind bekommt sein Wunschtier – beileibe nicht. Es kann vorkommen, dass ein sterbendes Kind seinen Wunsch nach einem kleinen Hund nicht erfüllt bekommt und dass die Mutter nach seinem Tod sich gleich zwei zulegt.

Längst hat sich herumgesprochen, dass wir in einem Zweiparteiensystem leben: es gibt die Hunde- und die Katzenfraktion. Selbstverständlich hat sich auch eine Fraktion herausgebildet, die auf beiden Hochzeiten

tanzt, schließlich hat sich ja auch die Bisexualität vom Anomalitätsstatus emanzipiert.

Aber Spaß beiseite: könnten wir mit den unser überdrüssig gewordenen Zeitgenossen noch gemeinsam Menschen spielen, wenn wir die Begegnungen nicht durch den Umgang mit den Tieren abfedern würden? Mir scheint das Szenario unweigerlich auf eine Katastrophe hinauszulaufen. Wenn die Tiere verschwänden, würden wir unsere verbliebenen Manieren restlos vergessen und übereinander herfallen, das scheint mir mehr als plausibel. Sie sind der Kitt unserer Alltagswelt. Der Soßenbinder unserer Sozialstruktur. Die Homöopathie der Freizeitleiden. Man hat den grimmigen Rentner vor Augen, der den Hund am Strick des Sitznachbarn streichelt. Die Rollator-Lady, die mit ihrem altersschwachen Mischling Pausen einlegt beim Gang ums Quadrat, aus Rücksicht auf den müden Hundearsch, dabei vergisst sich das eigene Hüftgelenk. Und die Schulklassen, wenn sie ihr eigenes kleines Woodstock erleben bei der Klassenfahrt in den Zoo. Weil, wenn sie Affen sehen, fühlen sie ihre eigenen Zurichtungen nicht mehr. Lernen sich frei fühlen in Anbetracht der Wildheit hinter Käfigstangen. Und lernen das Wichtigste von allem: die Empathie. Sie haben Mitleid mit den Tieren, denn mit den Menschen Mitleid zu empfinden wird ihnen immer schwieriger. Sie sehen hässliche Hungerkinder, deren stumme Not Abscheu hervorruft, wie ein alltägliches Element der Welt. Aber ein maunzendes Kätzchen nehmen sie fürsorglich auf und klagen ihm Leckerbissen ein. Wie groß wird das Kind, wenn es zum Verfechter der Interessen einer kleinen Maus wird. Die arme kleine Maus, wir müssen sie füttern! Die arme kleine Maus, sie hat keine Mutter, wir müssen ihr zu essen geben! Die Kinder

erleben die fundamentalen Abenteuer, die in den Märchen erzählt werden, als Beschützer der Tiere. Und damit ist nicht alles gesagt, nicht nur an den Rändern, den oberen und den unteren, bei den ganz Alten und den ganz Jungen erheben die Tiere ihr schützendes Haupt. Auch in der Mitte, wo die Regeln gemacht werden, sind allenthalben die unsichtbaren Netze der animalischen Schutzgeister gespannt. Meine Gedanken fächern spiralförmig aus und ich sehe mit großer Deutlichkeit das Muster, das meinem Horror-szenario zugrunde liegt. Ach, wir können euch nicht genug danken, ihr struppiges, zotteliges, nicht-sprechendes Gesockse, das bereit ist, unsere Welt zu teilen um den Preis einer integren Existenz. Tiere seid ihr nicht mehr wirklich. Und Menschen könnt ihr nicht sein. Zwischenexistenzen seid ihr und wir verdanken euch unser letztes verlöschendes Wissen um den tänzelnden, freischwingenden Urrhythmus des Lebens. Ich sehe die Schönheit selbst noch im letzten verklebten Köter, wenn er in den schmutzigen Ecken Witterung aufnimmt und mit Ernst die Schlagzeilen des Tages studiert.

Nimm die Tiere weg und hier wird alles zusammenbrechen in dieser wunderbaren Zivilisation. Und ich sage euch auch, was wirkliche Zivilisationen sind: Insektenvölker, das nenne ich Zivilisationen. Stabil sind sie und arbeitsteilig. Bei denen geht es tatsächlich um das Große & Ganze. Dagegen sind doch unsere Zivilisationsversuche nur Scheingebilde, jederzeit können sie in Todeskulte umkippen, da fehlt doch meistens nur das Zünglein an der Waage.

Aber wenn ich so loslege, dann kriege ich eins auf den Deckel. Hose ist ein alter Gewerkschaftsmann und gewisse Fatalismen lässt er auf den Tod nicht gelten. Du machst mir die Menschen nicht madig, sagt

er, du nicht und auch sonst keiner. Da wird mir zu schlampig mit den Errungenschaften umgegangen, da setzt du zu leichtfertig voraus, wovon du profitierst, das haben alle Menschen für dich erkämpft und keine Ameisen. Da muss ich ihm Recht geben, da kann er mich ruhig aus meinem Fahrwasser herausfischen und mich ein wenig abtropfen lassen. Es ist viel gekämpft worden für viele gute Ideen, doch, da hat er Recht. Aber warum nur muss man sich manchmal so anstrengen, um diese Tatsache nicht aus dem Blick zu verlieren!

R

R

Und dann kam der Tag, an dem sich alles ändern sollte. Oder vielleicht, an dem alles zu sich selber kommen sollte. An dem die Situation sich selber zu Ende gebären und wir alle zu dem werden sollten, was unsere Bestimmung war. Man wird bemerken, dass ich in einer Art Märchentone zu sprechen beginne, dass sich ein Raunen in meine Stimme einschleicht,

einen alten, um nicht zu sagen ewigen Faden aufnehmend, etwa dem ewigalten Faden vergleichbar, der im Blues aufscheint, so eine never-ending-Leier, so eine Schnur, wie der rote Faden oft genannt wird, weiter-spinnend. Und, klar, das ist der Einwand, der gegen unsere nun einsetzende Art der Kampfes oft erhoben wird, der da heißt: Ihr spinnst doch! – ja das haben wir wohl getan, wir haben gesponnen und das zu Recht. Denn ich sage, wer in Anbetracht des Gangs der Dinge nicht wenigstens zu spinnen anfängt, der verdient es nicht, dass man sich seine Geschichte überhaupt auch nur in Ansätzen merkt. Der kann ruhig vergessen werden, noch während er atmet. Oder meint zu atmen.

R R

Es war so.

Jeder Stadtbewohner ist in bestimmten Aspekten mit seiner Stadt geschlagen. Neben den Angeboten, die sie ihren Insassen macht – oder sollen wir uns ihre Bürger nennen? – macht sie ihnen auch Probleme. Die eine Stadt, weil sie zu groß wird, die andere, weil sie schmerzhaft schrumpft. Die eine wird so chic, dass man nicht einmal mehr einen verschrumpelten Dachboden um kleines Geld mieten kann, die andere wird so arm, dass sie nicht einmal mehr Busse verkehren lässt, die den Bewegungsbedarf annähernd decken. Manche Stadt prüft gern die Leidensfähigkeit ihrer Autofahrer durch schier unendliche Selbstversuche zum Thema Verkehrsführung und durch immer neue Varianten von Einbahnstraßen, Kreisverkehren und Ampelschaltungskonzepten. Eine andere Stadt verfällt darauf, den einfallenden Horden militanter Radfahrer breite Trassen zu bauen und so den Fußgänger

zu einer Art Fluchtwild im eigenen Gehege zu degradieren. Man kann mit der Wahl seiner Stadt viele verschiedene Griffe ins Klo machen. Aber wir stellen etwas Besonderes dar im Mosaik der leidgeprüften Städtebewohner: wir haben ein unbe-rechenbares und böses Ordnungsamt mit durch-zufüttern. Wer unsere Situation nicht aus eigener Erfahrung kennt, weiß vielleicht nicht, was das bedeutet und zuckt die Achsel angesichts einer solchen Kinderkrankheit. Da hat eure Stadt halt die Masern, sagt dieser Nichtsahnende, nicht ahnend, wie schwer er sich da zum Fenster der Nullahnung hinauslehnt. Lieber nehme ich die komplette Palette des Befalls aller anderen Verwaltungseinheiten in Kauf als ausgerechnet den des besagten Ordnungsamtes. In wie viele Bereiche unseres Lebens ragt es doch hinein! Und wie schicksalhaft kommt das unbescheidene Bescheid-sagen aus dieser Quelle unkontrollierter Willkür! Ohne auf die verzweigten Verantwortungsstrukturen in unserem komplizierten Stadtorganismus näher ein-zugehen, wage ich doch die Behauptung, dass in diesem Bezirk der Macht die empfindlichsten Eingriffe auf unser alltägliches Dasein ausgeheckt werden. Und in unserem Falle erging das Todesurteil für die ‚Brücke‘ – das Rauchverbot. Viele haben das Unheil schon lange kommen sehen. Dunkeldeuter vor dem Herren haben seit Jahren gemunkelt und gedunkelt, wie es eben ihre Art ist; aber wenn es plötzlich ein-tritt, das Unglück, das Urteil, der Schlag ins Kontor, dann ist das trotzdem ein solcher Tritt in die Eier, dass man erst mal nur noch nach Luft japst. Wem ist denn das eingefallen, uns hier zu kujonieren, uns hier mit so einem Zugriff zu quälen.

Wir sind hier unter uns.

Wir stören keinen in seiner Lebensart.

Wir schleichen uns nicht ein in die Paradiese aus Bionaden-Biedermeier.

Wir fallen keinem mit unserem Stil in den Rücken.

Wir gründen keine Partei und wollen nicht an die Macht.

Wir haben Zuflucht in einer Nische, wir pflegen die Wunden, die uns das Leistungskarussell geschlagen hat und fallen damit niemandem auf den Wecker.

Wir gehen zu keinem wie auch immer gearteten Klempner mit unseren Beulen, wir heilen uns selber. Wir machen uns Mut und zahlen Steuern, wir halten uns gegenseitig in Schuss und beheben die Rohrbrüche der Depression untereinander.

Wir fallen niemandem zur Last und wir überfallen niemanden mit unseren Schätzen. Was also wollt ihr dann von uns.

Liebes altes Ordnungsamt: was haben wir dir denn getan, dass du uns unter deine Fittiche nimmst, ganz so, als hättest du keine anderen Sorgen! Stellst du dir etwa vor, dass Marianne, die Raben-Queen, sich wie ein Pennäler vor ihre eigene Tür stellen soll, um sich dem Genuss ihrer Filterzigarette hinzugeben, dem Trost ihrer Witwentage in guten wie in schlechten Zeiten? Und stellst du dir vor, wir alle, einer wie der andere, seien deiner Obhut bedürftig, aus dem Nest gefallene Küken, denen man bei der Handaufzucht die Flügel stutzt, um den Eindruck hervorzurufen, wir hingen dir an? Es war eine Geldstrafe angedroht, die sich mit den spärlichen Umsätzen aus der familiären Trinkindustrie so wenig vereinbaren ließ wie eine Reparaturwerkstatt für Fahrräder mit dem Etat der Bundeswehr. Was blieb da zu tun? Am selben Abend noch erging der Beschluss: Marianne schließt das Lokal und wir erfahren, wo der Hintereingang ist. Die Lizenz ist tot, es lebe der Untergrund. Wo vor-

her eine übersichtliche Gastlichkeit herrschte, war jetzt Guerilla. Wo vorher eine Wirtin thronte, saß jetzt die Chefin einer Bande. Von einem Tag zum anderen fanden wir, was vielleicht unsere eigentliche Bestimmung war, fanden wir unseren wahren Platz: im Widerstand. Keiner von uns hatte noch damit gerechnet, dass sein lebenslängliches Potential eines Tages in dieser Form zutage träte. Man hat uns zu unserem Glück gezwungen – ein Narr, wer es nicht annimmt und käme es von noch so fremden Händen! Wir haben niemals angenommen, es träfe uns allein. Wir haben nicht im Selbstmitleid gebadet und niemals sind wir uns wie unschuldige Opfer vorgekommen. Es ging uns darum, Täter zu sein in einer allgemeinen Ratlosigkeit, die zuweilen fast wie Lämmerschwänzigkeit daher kam, dieses still-sich-wegducken, wenn es darum ging, eigenstes Territorium zu verteidigen. Sie wollen uns weghaben aus dem Leben und wenn wir ihnen noch so wenig auf die Pelle gerückt sind. Weghaben uns, die sie weder sehen noch hören. Dann sollen sie wenigstens mit unseren Botschaften Bekanntschaft schließen. Die Zusammengepferchten schlagen zurück! Haben wir uns nicht schon längst weit genug zurückgezogen? Nehmen wir nicht vorlieb mit einer kleinen dunklen unauffälligen Raststätte, vulgo Gaststätte, wo wir keinen brauchen außer uns selbst und wo wir fernab jeder Öffentlichkeit unsere Wunden lecken und unserem Laster frönen, den ausgeatmeten Rauchschwaden folgend eine grundlegende zeitgenössische Variante von Kult zu zelebrieren? Wir sind die Raucher und wer weiß schon genau, ob nicht wir es sind, die in der Art der sechsunddreißig Gerechten die Welt zusammenhalten. Jedenfalls war für uns die Zeit der Unschuld – für den Fall, dass es sie vorher gab – ohne Abstrich

zu Ende. Wenn wir in den folgenden Tagen zusammen saßen, so nicht, um verbindlich/unverbindlich unsere Getränke zu verzehren und die Zeitläufte zu kommentieren, nein, jetzt waren wir ein Kriegsrat, eben eine Bande, eine Hand mit sechs Fingern, eine Einsatztruppe und unser Ziel war, mit unserem Ärger nicht allein zu sein. Eine schlichte Rechnung: wenn sie uns ärgern, sollen sie davon wenigstens Ärger haben. Wenn sie uns abschaffen wollen, dann sollen sie uns zuerst einmal kennen lernen. Soweit der Plan.

R

Als erstes brauchen wir ein Logo. Eine Art Erkennungszeichen, damit wir unsere Aktionen signieren können.

Mein Vorschlag stieß zuerst auf wenig Gegenliebe. Anonym ist sichere Seite, ließ Sarajewo verlauten. Klar, ihr Kriminellen habt keine Lust auf Signatur, euch geht's ja auch nur um materielle Vorteile, aber wir hier sind Ideologen.

Ach schieß doch auf Ideologie, meint Lion, davon wird alles nur verklebter. Mir ist am liebsten die ehrlichste Ideologie: der Egoismus. Basta.

Wenn wir hier eine Kriegserklärung vom Amt unter der Tür durchgeschoben kriegen, dann sollen die wenigstens wissen, dass wir darauf reagieren – mit einer Kriegserklärung unsererseits.

Wie blöd bist du eigentlich, dass du solche Träumchen träumst? Denen kannst du doch nichts erklären, die sind hier an der Macht und du bist an der Ohnmacht. Aus. Da machst du nix dran.

Und ob ich was mach!

Ja, vielleicht machst du was, aber wenn du damit gerne in die Zeitung kämst, dann hast du dir den

falschen Sport ausgesucht.

Doch! Wir müssen ein Logo haben. Marianne hat nachgedacht. Wir müssen klarmachen, dass wir keine blöden Anarchisten sind, sondern dass uns was ganz Genaues vorschwebt.

Was ist denn so blöd an Anarchie, bringe ich halbherzig ein.

Das können wir nicht gebrauchen, Anarchie, was wir brauchen ist handfester Respekt vor unserem Lebensstil. Und weil wir den nicht kriegen, versalzen wir denen ein bisschen die Suppe.

Man merkt halt doch, dass sie im Grunde ihres Herzens immer ein bisschen Hausfrau und Mutter geblieben ist, bei allen verschlungenen Wegen ihres Lebens. Der Rabe! ruft Milli feurig. Der Rabe muss unser Logo sein.

Und so wird es gemacht.

R

Wenn wir vom Clan des Omen Nemo auch immer die vorläufigen Verlierer sind, so haben wir doch zum Trost das letzte Wort. Und auch dabei die nicht tot zu kriegende Chance, missverstanden zu werden. Ganz folgenlos sind wir nicht geblieben, dank der Anregung zu einer wenn auch flüchtigen Publikation. Irgendwo sind unter anderen Logos andere Aktivitäten in Erscheinung getreten. Es wurden Eulen,

Hunde, Frösche als Signaturen für diverse Unbotmäßigkeiten benutzt. Es wurde gebranntschätzt und geklaut, gesprayed, gesprengt und gesungen. Das gab es vor uns und wird es immer geben. Ich gebe mich nicht dem törichtem Irrtum hin, wir hätten derlei Vorgänge ins Leben gerufen. Aber mir ist gestern Nacht ein Fuchs über den Weg gelaufen, mitten in der Stadt. Bevor er im Brennessel-Dickicht verschwand, hat er mich flüchtig begrüßt mit kaum wahrnehmbarer Komplizenhaftigkeit. Geadelt von dieser Begegnung ging ich weiter, mein Gang beschwingt, als hätte ich Luft unter den Sohlen; und plötzlich wusste ich wieder, was in die Manteltasche meines Unterbewusstseins gerutscht war wie ein klebriges Malzbonbon. Ich fingerte es heraus und steckte es in den Mund. Süß schmeckt die Gegenwart, die ich mit allen teile. Süß und nach Bier. Denn ich habe den winzigen Anteil meiner Ameisenarbeit gemacht: meine Unzufriedenheit zum Ausdruck gebracht und damit eine Arbeitseinheit zum wirklich wahren Brückenbau beigesteuert. Wenigstens bilde ich es mir ein.

R R R R R

